

die alle ein echtes Verständnis für die katholische Auffassung des sozialen und politischen Gefüges der Welt vermissen lassen. Daß die katholische Kirche autoritäre Systeme bevorzuge, beruht wohl auf einer Verwechslung von Autorität und „autoritär“ im Sinne des Buches. Es ist schade, daß solch irrige Auffassungen, die leicht korrigiert werden könnten, den Wert des Buches etwas mindern. O. Simmel SJ

Geschichte des zweiten Weltkrieges in Dokumenten. Hsg. Michael Freund. II. Band: An der Schwelle des Krieges 1939 (503 S.) DM 29,50. III. Band: Der Ausbruch des Krieges (441 S.) DM 28,—. Freiburg/München 1955/56, Herder/Karl Alber.

Das dreibändige Werk übersteigt den Wert einer dokumentarischen Quellensammlung, von denen die wichtigsten zum Verständnis der Vorgeschichte und des Ausbruchs des zweiten Weltkrieges angeführt sind, beträchtlich. Die einzelnen Dokumente werden durch kurze, den Leserweisende Texte und Erklärungen des Herausgebers verbunden. So entsteht ein treffendes Bild jener Zeit, da sich Dokumente und verbindender Text sauber ergänzen. Man erlebt förmlich die schicksalhaften Tage jener Jahre wieder von neuem und sieht erstaunt, mit wieviel Unverstand, bösem Willen und Ahnungslosigkeit die Untergänge von Völkern und Kulturen herbeigeführt werden.

O. Simmel SJ

Jugoslawien. Hsg. Werner Markert. (400 Seiten) Köln/Graz 1954, Böhlau. DM 28,—. Das vorliegende Osteuropa-Handbuch über Jugoslawien gibt eine anschauliche Darstellung von Raum und Bevölkerung, Politik und Staat und der Wirtschaft des Landes. Ein dokumentarischer Teil, der vor allem eine gute Zeittafel der jugoslawischen Geschichte von 1917—1953 enthält, eine ausführliche Bibliographie von 627 Nummern, sowie ein gutes Orts- und Sachverzeichnis erhöhen den Wert des Buches, das von zahlreichen Fachgelehrten bearbeitet ist. Für das Verständnis der Haltung Titos ist dieses umfassende Werk eine gute Hilfe.

O. Simmel SJ

Romane

Doderer, *Heimito von*: Die Dämonen. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff. Roman. (1347 S.) München 1956, Biederstein. DM 38,—.

In dem 1345 Seiten starken Roman berichtet der Verfasser das Leben einer Gruppe von Wiener Bürgern vom Herbst 1926 bis einige Zeit nach dem 15. Juli 1927, da der Justizpalast in Flammen aufging. Es war „das Cannae der österreichischen Freiheit“

(1328); denn die Arbeiter, die gegen ein Fehlurteil über die Tötung eines Kindes und eines Kriegsinvaliden durch die zur Macht strebenden Nationalen aufbegehrten, unterlagen, da der „Ruass, das Unterste vom Untersten“ zur Gewalt griff und von der Polizei zurückgetrieben wurde. Doderer hat über 25 Jahre an dem Werk gearbeitet. Zwei Romane haben zweifellos großen Einfluß auf ihn gehabt: Dostojewskis „Dämonen“ und Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“, dessen erster Teil 1930 erschien. Auch in ihnen steht im Mittelpunkt weniger eine einzige Person als die Gesellschaft als ganze. Von Dostojewski entnahm Doderer den Titel, die Form des Berichtes, die Bezeichnung „die Unsrigen“ für die Gruppe der Menschen und wohl viele Gedanken, zumal den, daß im Augenblick die Ewigkeit (II. 1. V.) oder, wie Doderer sagt, im Diesseits das Jenseits erscheinen kann. Musil, der die Wiener Verhältnisse während einer fast ebenso langen Zeit, Juli 1913 bis August 1914, darstellt, will wie D. den Geist der mittleren Gesellschaft der Hauptstadt Wien ergründen. Er zieht nebenbei Verbindungslinien zu den höchsten Kreisen, während D. die Unterwelt miteinbezieht. Das Ziel Musils ist ein höheres als nur ein Gesellschaftsbild zu zeichnen; er sucht nach dem Wesen des Menschen; aber dies wird kaum in den ersten Teilen (1930, 1932, 1943), sondern erst in den Anhängen der letzten Ausgabe (1952), und auch hier nur dunkel, sichtbar. Der Umstand, daß Musil und Doderer den gleichen Schauplatz wählen, erklärt es, daß viele Seiten der „Dämonen“ stark an Musil erinnern. So verlockend es wäre, die drei Romane genauer zu vergleichen, sei hier davon abgesehen.

Es ist schwer, einem so umfangreichen Werk mit so vielen Einzelhandlungen und Abschweifungen, die sich aus der Anlage und der Erzählerfreude ergeben, gerecht zu werden. Wir versuchen, von der Sprache auszugehen.

Doderer gibt vor, die Chronik eines früh in Pension gegangenen Sektionsrates zu benutzen, der unter seinen Bekannten Mitarbeiter suchte und fand, die ihm berichteten, was sie als Augenzeugen erfuhren. Er hält sich aber selbst nicht an diese Unterstellungen, sondern erzählt wie andere Dichter, die alles wissen, was in ihren Werken zur Darstellung kommt. Diese Form könnte eine Mannigfaltigkeit des Stiles rechtfertigen, wenn er die Mitteilungen anderer einfachhin übernahm. Der erste Eindruck, den man von seinem sprachlichen Ausdruck gewinnt, ist der einer großen Nachlässigkeit. Uns begegnen nicht nur Verstöße gegen die Grammatik. Die Wortstellung ist zum Teil außerordentlich willkürlich und wider alle Regeln des Schreibens. Man braucht sich nur eine Seite laut vorzulesen, um festzu-

stellen, wie stark diese Mängel sind. Wo er der angeblichen Chronik folgt, finden wir ein verheddertes Bürokratendeutsch, das man hinnehmen könnte, wenn der Verfasser diesen Stil durchhielte. Die sehr zahlreichen Wiener Volksausdrücke geben Lokalfarbe, aber neben manchen Verkürzungen stehen ohne weiteres auch schriftdeutsche Formen, und man findet keinen Grund, der eine solche Mischung rechtfertigte. Gern zieht Doderer auch die Natur, die Bäume, Gärten und Parks in seine Erzählung hinein. Dabei bedient er sich häufig derselben Worte und Bilder. Man denkt an die Motivtechnik, wie sie Thomas Mann meisterhaft handhabt. Aber hier ist nicht auszumachen, welchen hintergründigen Sinn die Wiederholungen haben könnten. Doderer fügt seinem Roman den in mittelhochdeutscher (vorneuhochdeutscher) Sprache abgefaßten Bericht einer Hexenbefragung ein. Eine innere Notwendigkeit liegt nicht vor. Man kann den Einschub nur als eine Spielerei bezeichnen.

Solche Mängel sind dann jedoch wieder lange Abschnitte des Buches gar nicht oder kaum anzutreffen. Fast wider Willen muß der Leser sich gestehen, daß ihn der Verfasser in den Bann geschlagen hat. Hier können wir von zwei verschiedenen Stilen sprechen. Einmal ist es eine gewisse Schmiegsamkeit der Worte, die uns sozusagen umstrickt. Man kann nicht umhin, an die Sprache als den Ausdruck des lebenswürdigen Wiener zu denken, der mit leis nasaler Tönung geschmeidig sich anpaßt und zu sich hinüberzuziehen weiß. Der Widerstand des Zuhörers wird immer schwächer, und schließlich fühlt man sich wohl. Ganz davon verschieden ist die wirklich meisterhafte Sprache des Erzählers, die besonders dann einsetzt, wenn ein Geschehen berichtet wird und die Ereignisse dramatischen Charakter annehmen. Das sind nicht nur die großen und im Rahmen des Ganzen folgeschweren Begebenheiten. Auch wo Kinder und die einfachsten Menschen auftreten und als wahre Menschen sprechen und handeln, zeigt Doderer seine dastellerische Kraft.

Man unterschläge die Verstöße gern, wenn sich nicht in ihnen auch für den Gehalt des Werkes wichtige Folgerungen ergäben. Der Sorglosigkeit entspricht auch ein Mangel an Treffsicherheit der Bezeichnung. Wer Musils freilich meisterhafte Kunst vor Augen hat, wird bei Doderer weithin ein zögerndes Bemühen feststellen. Er umkreist den Gegenstand, in der Beschreibung sowohl wie im Gespräch. Ungenügende Andeutungen rufen nach neuen Formulierungen. Überhaupt scheint die schattenhafte Andeutung, die das Hintergründige und Wesenhafte mehr erahnen läßt, die Weise zu sein, die Doderer anwendet, um die Einzelgeschelnisse, das

Denken, Fühlen, Sein der Personen, des Personenkreises uns nahezubringen, auch insofern in ihm die Geschichte Wiens und Österreichs, der Zeit und der Menschen überhaupt erscheint. Dabei darf man sich, unserer Überzeugung nach, nicht verhehlen, daß es nicht gelingt, sie so zu verdichten, wie Dostojewski und Musil es vollbrachten. Es scheint mehr der Versuch einer großen Epik zu sein als diese selbst. Doderer selbst weiß, was dichterisches Schöpfungertum ist (942), aber es ist zu fragen, ob diese theoretische Erkenntnis auch verwirklicht wird, und darauf kommt beim Dichter alles an.

Dies könnte an der Zeichnung der Einzelpersonen geprüft werden, ob sie nun Schriftsteller, Gelehrte, Bankiers, Beamte, Männer oder Frauen sind. Noch am meisten befriedigt er uns, wenn die (Pfadfinder-) Jugend, der Mann aus dem Volk, die Zimmervermieterin, selbst der Verbrecher und die Dirne gezeigt werden. Es sei jedoch gleich die letzte Frage gestellt, ob der Roman seinen Titel „Die Dämonen“ mit Recht tragen darf. Hier wird auf das Metaphysische gezielt. Dämon kann einmal in dem sokratischen Sinn aufgefaßt werden als die innere Wesensart des Menschen, der nach Doderer durch Erziehung nicht verändert werden kann. Er bleibt, was er ist. Manchmal bedeuten Dämon und dämonisch auch die innere Schwäche und Unzulänglichkeit, an denen seine Menschen leiden und scheitern (944f.). Aber dies ist wohl nicht der letzte Sinn des Wortes, den der Verfasser eigentlich im Auge hat. Er versteht darunter das Böse. Auch die Kritik glaubt dies festzustellen und sieht in den Dämonen die „anonymen Kräfte, die in den Massen wirken und sich der Verdichtung zur menschlichen Gestalt entziehen“ (W. Grözingen in Hochland 49 [1956] 178). Wir fragen, ob es Doderer gelungen ist, dies darzustellen, wie es etwa Dostojewski und auch Musil getan haben.

Wo der Bereich des wesenhaft Bösen berührt wird, muß auch vom Guten und von Gott die Rede sein, dessen Widerpart der Dämon ist. Nun wird, wenn wir genau gelesen haben, das Wort „Gott“ auf den 1345 Seiten nie genannt. Eine Frau, die einen jungen Arbeiter beherbergt, und die ihn vergeblich ermahnt, in die Kirche zu gehen, beteuert wiederholt, daß sie für ihn bete. Als der Chronist und sein Gastgeber vom Fenster aus einen Toten sehen, der vor dem Justizpalast gefallen ist, sagt der Hofrat „Oremus“ und beginnt das De profundis zu beten, bei dessen drittem Vers „Wenn du, Herr, der Sünden gedenken wolltest, Herr, wer wird vor dir bestehen?“ der Chronist einfällt (1249). Wenn wir schließlich noch das Läuten der Glocken erwähnen, ist alles gesagt, was an das Religiöse erinnert.

Doderer entwickelt Gedanken darüber, was den Umsturz und die Umwertung aller Werte heraufführt, was der äußeren Erscheinung des zerstörenden Aufstandes vorausgeht (z. B. 484ff.), wie er denn überhaupt oft seine Personen philosophieren läßt. Doch sind solche Überlegungen in den luftleeren Raum des reinen Gedankens eingebettet, nicht aber voll des untergründigen Gefühls, das man bei Musil und Dostojewski empfindet. Weithin ist sein Ausdruck von einer leichten Ironie getragen, die die Personen, Geschehnisse, Erwägungen eines Ernstes beraubt, der das Dämonische spüren ließe. Was D. eigentlich mitteilt, ist das Alltägliche und Oberflächliche, das seine Personen umgibt, auch wenn sie sich unterhalten, oder die Sonderbarkeiten und das Abwegige ihrer sittlichen Haltung. Es kann eigentlich nie das Unheimliche durchdringen. Auch der Umstand, daß der Roman mit nicht weniger als sieben Eheschließungen endet, zeigt nicht, daß das Dämonische das Tragende des Romans sei. Man kann sich ferner die Frage vorlegen, ob die brüchige Sprache gewählt sei, um die sich innerlich entwickelnde Katastrophe spürbar zu machen. So wußte etwa Stefan George durch unreine Reime, Vokal- und Konsonantenwahl das Zwiespältige des Diabolischen unmittelbar nahezubringen. Das Nachprüfen erweist jedoch, daß dies nicht der Fall ist.

Die tragenden Formeln „das Diesseits im Jenseits“ oder des „Jenseits im Diesseits“ bringen das Wesenhafte, nicht aber das Zerstörungsträchtige und dem Untergang Geweihte zur Geltung. Der nachsinnende Leser wird allerdings leicht das Dämonische im vollen Sinn des Wortes in der Wiener Welt jener Zeit spüren. Er wird sich freilich dann auch die Frage vorlegen, ob die Personen Doderers wirklich das Ganze oder das Entscheidende des Wiener Volkes verkörpern. Auch hier möchte man zweifeln. Die Randpersonen sind, wie es uns scheint, hier wahrhaftigere und gehaltvollere Zeugen der Stadt als die meisten „Unsrigen“, die am Rand der Stadt wohnen, sozusagen als Symbol ihres abseitigen Lebens.

Wenn aber das Dämonische sich nur dem Nachdenken enthüllt, nicht aber als unmittelbare innere Gestalt erscheint, wird man sagen müssen, daß es Doderer nicht gelungen ist, seinen Stoff wahrhaft zu verdichten. Es bleibt bei dem Versuch, bei der Andeutung, in der wohl zahlreiche einzelne Schönheiten erscheinen. Als Ganzes scheint uns der Roman nicht geglückt zu sein.

H. Becher SJ

Inghelram, Dan: Sarai und die Ägypterin. Roman. (260 S.) DM 11,80.

Verbeck-Cardauns, Helma: Wer ist ärmer als ein Kind? Roman. (230 S.) DM 11,80.

Breedveld, Walter: Der Eid der Frau Malcorde. Roman. (249 S.) DM 9,80.

Parc, Jean du: Appassionata. Eine Schicksalsssonate. (230 S.) DM 8,60.

Maue, Maria Friederike: Lotte. Roman. (336 S.) DM 13,80. Alle Köln 1956, J. P. Bachem.

Krein, Daniela: Chefarzt Dr. Landen. Roman. (235 S.) Friedberg b. Augsburg 1956, Pallotti-Verlag. DM 7,80.

Utsch, Stefan: Der Engel von Haarlem. Roman nach einer Begebenheit. (135 S.) Friedberg b. Augsburg 1956, Pallotti-Verlag. DM 5,60.

Der Verlag Bachem bemüht sich seit mehr als einem halben Jahrhundert, gute Unterhaltungsliteratur zu pflegen, die den katholischen Leser erfreut, aber auch innerlich bildet. Die Arbeit des Jahres 1956 brachte eine Reihe recht guter Werke. Der aus dem Flämischen übersetzte Roman Sarai und die Ägypterin erzählt das Familienleben Abrahams von dem Augenblick an, als er seine Frau als angebliche Schwester in das Haus Pharaos senden muß bis zur Vertreibung Agars und ihres Sohnes Ismael (Genesis 12, 10—21, 21). Der Verfasser sucht nicht wie etwa Th. Mann in seiner Josephslegende das Übernatürliche psychologisch zu erklären; es gelingt ihm andererseits nicht wie Werfel, das Eingreifen Gottes ganz lebendig zu machen. Er glaubt, den Leser dadurch in das Geschehen hineinführen zu können, daß er durch seine Darstellungsweise eine gewisse geheimnisvolle Stimmung erzeugt. Andererseits erkennt er es auch als seine Aufgabe, das Geschehen psychologisch verständlich zu machen und die Gefühle der geschichtlichen Personen und ihre seelischen Spannungen zu verdeutlichen. Man wird anerkennen, daß ihm dies im ganzen gelungen ist. — Der fälschlich „Roman“ genannte Bericht aus einem katholischen Waisenhaus (Wer ist ärmer als ein Kind) kreist um das Lebensschicksal einer jungen Pflegerin, die ihre Eltern und Brüder durch den Krieg und die Untaten der feindlichen Truppen im Osten verlor und nun am Rhein ihr Leben aufbaut. Von einer großen Liebe zur Jugend getragen und in tiefer Einsicht in das oft so lieblose Verhalten der Erwachsenen macht die Verfasserin uns alle aufmerksam auf das Leid so vieler Kinder, denen ein gutes Elternhaus versagt ist. Nur der im Glauben beheimatete und selbstlos liebende Mensch kann ein wenig das gute Elternhaus ersetzen. Das schöne Gedicht von Clemens Brentano, das den Titel des Buches abgibt, ist auch die innere Mitte des Buches. — Hall, der Angestellte eines großen Konzerns, glücklicher Familienvater, wird von der Frau seines Direktors bedrängt. Sie verleumdet den Mann, dem sie verfallen ist und leistet einen Meineid. Das Opfer der innerlich dem Bösen und Grausamen hingegebenen Frau wird entlassen.